



Atelier von Annette Kisling, 2007

PSYCHISCHE APPARATE

Einleitung in den Schwerpunkt

¹ Sigmund Freud: Ergebnisse, Ideen, Probleme (London, Juni 1938), in: *Gesammelte Werke*, Bd. XVII, Frankfurt/M. 1972, 149–152, hier 152. Siehe hierzu auch Reinhold Göring in diesem Heft, 51–53.

² Copjec in diesem Heft, 105, Herv. i. Orig. Die hier versammelten Statements reagieren auf Fragen, die Marie-Luise Angerer einer Reihe von Autor_innen, die im Bereich Film- und Medienwissenschaft und Psychoanalyse arbeiten, gestellt hat, vgl. 102–120.

³ Copjec, 105, Herv. i. Orig.

⁴ Das bedeutet, Medien-(wissen-)schafts-geschichte nicht im Sinne von Chronologie zu betreiben, sondern von diskursiven Verdichtungen und einem Modus der Rekonstruktion auszugehen, die nicht ohne Fiktion auskommt. (Eine solche Geschichtsschreibung hat mit einem psychoanalytischen Verfahren wohl einiges gemeinsam.) Zu denken ist etwa daran, wie bedeutungstiftend psychoanalytische Begriffe und Konzepte in Texten waren, die für Medienwissenschaft einschlägig geworden sind, z. B. Walter Benjamins Begriff des «Optisch-Unbewußten» im Kunstverkaufsatz (1931/1936) oder Freuds «Notiz über den Wunderblock» (1925), beide in: Claus Pias u. a. (Hg.): *Kursbuch Medienkultur*, Stuttgart 1999. Oder es rücken Fassungen von Film- und Medientheorie in den Fokus, die sich in Beschäftigung mit psychoanalytischen Texten Freuds und besonders Lacans in den 1980er Jahren herausgebildet haben, worauf wir im Folgenden eingehen.

«Psyche ist ausgedehnt, weiß nichts davon»,¹ diese Bemerkung Freuds stand am Anfang unserer Überlegungen zu diesem Schwerpunkt. Wie dieser Satz zu verstehen ist, davon hängt einiges ab für das Verhältnis von Psychoanalyse und Medienwissenschaft. Er lässt sich jedenfalls schwer anders verstehen denn als Herausforderung unserer Vorstellung von Raum als etwas, worin wir uns befinden, das bestimmbar und gegeben ist. Ist das Unbewusste laut Freud zeitlos, so ist das Psychische nur als ein Ausgedehntes vorstellbar, dessen Innen/Außen-Grenzen instabil und veränderbar sind. Man könnte «das Unbewusste als ein *internes Außen* bezeichnen», schreibt JOAN COPJEC in ihrem Statement für diesen Schwerpunkt.² Sie verweist damit auf die Unverfügbarkeit der eigenen Vergangenheit, auf eine Dringlichkeit, die von irgendwoher kommt und im «*externen Außen*» ihre Spuren hinterlässt.³ Die Beziehung der Medienwissenschaft zur Psychoanalyse hat – so eine unserer folgenden Überlegungen – etwas mit der Verhandlung dieser Grenzziehungen zwischen Innen und Außen zu tun und mit der Instabilität, ja Unmöglichkeit einer solchen Grenze.

Und, was weiß die Medienwissenschaft (noch) von der Psychoanalyse? Sicher, die Herkunft von Medienwissenschaft sind vielfältig und ohnehin eine Angelegenheit der Rekonstruktion, dennoch, ohne die Psychoanalyse lässt sich eine Genealogie der Medienwissenschaft kaum denken.⁴ Uns ging es bei der Konzeption dieses Schwerpunkts allerdings nicht darum, alte Überzeugungen wiederzubeleben oder ihre immer währende Aktualität zu behaupten. Vielmehr fragen wir, wie sich die Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Medienwissenschaft transformiert, ihre Begrifflichkeiten verschoben haben. Wo tauchen diese Beziehungen wieder auf? Wie und aus welchen Richtungen werden sie bestritten? Die hier versammelten Beiträge reagieren unterschiedlich auf diese Fragen. Vor allem arbeiten sie heraus, welche Probleme sich zwischen Medientheorien und Theorien des Psychischen gegenwärtig überhaupt stellen und welche Debatten sie auslösen. So ergeben die Beiträge ein Geflecht aus Quer- und Rückbezügen, mit Knotenpunkten, aber auch, um im Bild zu bleiben, mit Rissen. Damit lässt sich so oder so gut weiterarbeiten.

I.

In der früheren Geschichte der Beziehungen zwischen Theorien des Psychischen und des Medialen spielt die Apparatus-Theorie, die sich von den französischen Begriffen *appareil* und *dispositif* herleitet, eine bedeutsame Rolle. Für die Konzeption eines zuschauenden Subjekts und der filmischen Illusion, die die Apparatus-Theorie in den 1970er Jahren unternommen hat, ist die Psychoanalyse entscheidend. Denn das zuschauende Subjekt wird als Teil eines Dispositivs verstanden, einer Anordnung von Leinwand, Projektion und Film, zu der es kein Außen gibt und deren ideologischer Produktion dieses Subjekt nicht bloß ausgesetzt ist, sondern die es mitträgt und durch die es überhaupt erst subjektiviert wird.⁵ Die feministische Filmwissenschaft hat hier angesetzt und darauf hingewiesen, dass es innerhalb dieses filmischen Apparats eine Blickkonstellation gibt, die sich in ein Zum-Anschauen-Sein (*to-be-looked-at-ness*) und einen männlichen Blick (*male gaze*) spaltet.⁶ Dieses «Blickregime» ist, und das ist der springende Punkt der Argumentation, weitestgehend unabhängig von den jeweiligen Filmhandlungen und ihren Bedeutungsebenen wirksam.⁷ So heftig diskutiert und umstritten, revidiert und reformuliert diese Setzung auch sein mag,⁸ von ihr hängen Einsichten ab, die sich, so SULGI LIE in seinem Statement, längst nicht erledigt haben. Denn mit dem Aufgeben einer psychoanalytischen Argumentation, wie Laura Mulvey sie verfolgt hat, stehe auch eine spezifische Form der Kritik in der Filmtheorie auf dem Spiel, die für die Analyse einer gegenwärtigen visuellen Kultur mit ihrer autoaffektiven Struktur längst nicht ausgeschöpft sei. Auch LAURENCE A. RICKELS hält die Filmtheorie, soweit sie *high theory* ist, für geeignet, um uns durch die «Tumulte der Medieninnovationen hindurchzuführen».⁹

Dass filmischer und psychischer Apparat in einem Zusammenhang stehen, der weit mehr als metaphorisch ist, davon geht JOHANNES BINOTTO in seinem Beitrag aus. Zur Freud'schen Konzeption der Fantasie als einem Mischwesen, das zwischen Bewusstem und Unbewusstem changiert, findet Binotto eine Entsprechung in den filmischen Kompositaufnahmen der *matte paintings* – Hintergründe, die in die Filmaufnahme hineingemalt oder montiert sind. Zuweilen erscheint dieser technische Trick im Bild, wie Binotto an Spielfilmen der 1930er und 1940er Jahre darlegt: Dann zeigt sich, das der *screen* das Reale nicht nur abschirmt, sondern zugleich dessen Existenz zu erkennen gibt – und zwar nicht auf der Ebene der filmischen Illusion oder Narration, sondern in deren Zusammenbruch. SONJA WITTE wiederum thematisiert in ihrer Lektüre von Jean-Louis Baudrys zentralem Text zur Apparatus-Theorie¹⁰ das Unheimliche jener Realität, die der kinematografische Apparat hervorbringt und die Unterscheidung zwischen medialem und psychischem Apparat destabilisiert. Die Psychoanalyse wird dabei von Witte als eine Möglichkeit des Antwortens auf den Schrecken dieser Ununterscheidbarkeitszonen oder Ambivalenzen aufgerufen – als eine Möglichkeit, nicht von der Ideologieproduktion des Apparats, sondern gerade vom Unheimlichen dieser Destabilisierung auszugehen.

⁵ Siehe u. a. Teresa de Lauretis, Stephen Heath (Hg.): *The Cinematic Apparatus*, London, New York 1985; Philip Rosen (Hg.): *Narrative, Apparatus, Ideology. A Film Theory Reader*, New York 1986; Hartmut Winkler: *Der filmische Raum und der Zuschauer*, Heidelberg 1992.

⁶ Vgl. Laura Mulvey: Visuelle Lust und narratives Kino [1975], aus dem Englischen neu übers. v. Katja Wiederspahn, in: Kathrin Peters, Andrea Seier: *Gender & Medien-Reader*, Zürich, Berlin 2016, 45–60.

⁷ Vgl. Kaja Silverman: Dem Blickregime begegnen, in: Christian Kravagna (Hg.): *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*, Berlin 1997, 41–64. Auch Teresa de Lauretis' Formulierung der «Technologien des Geschlechts» knüpft an Mulvey an: Teresa de Lauretis: *Technologies of Gender*, Bloomington 1987.

⁸ Vgl. z. B. Gertrud Koch: *Was ich erbeute, sind Bilder. Zum Diskurs der Geschlechter im Film*, Basel 1989.

⁹ In diesem Heft, 111.

¹⁰ Vgl. Jean-Louis Baudry: Das Dispositiv. Metapsychologische Betrachtungen des Realitätseindrucks, in: Robert F. Riesinger (Hg.): *Der kinematographische Apparat. Geschichte und Gegenwart einer interdisziplinären Debatte*, Münster 2003, 41–62. Weitere Beiträge zur Debatte stammen von Jean-Louis Comolli, Christian Metz, Kaja Silverman u. a., vgl. Rosen (Hg.): *Narrative, Apparatus, Ideology*.

Damit im Zusammenhang stehen die Diskurs- und Medienanalysen, die sich sowohl auf Sigmund Freud und Jacques Lacan als auch auf Jacques Derrida und Michel Foucault beziehen, aus denen in den 1980er Jahren auch die Medienwissenschaft entstanden ist. Dass technische Apparate nicht Mittel oder Vermittler sind, sondern Subjektpositionen verändern, sich in Fantasien und Phantasmen niederschlagen, daran erinnert auch MAI WEGENER mit Verweis auf die Bedeutung, die die Psychoanalyse für Friedrich Kittler hatte. Das Unheimliche der Maschine, das technologische Unbewusste, der mediale Wiedergänger – all das sind Topoi, die aus einer auch psychoanalytisch orientierten Theoriebildung mit ihrem Blick für Materialitäten und Signifikanten hervorgegangen sind.¹¹ Sie richten die Aufmerksamkeit nicht auf den Gehalt, Inhalt oder <Sinn> von Texten, nicht auf Figuren oder Narration, sondern auf die Technologien und Apparate, in denen sie erscheinen – auf die Schrift, auf das Filmische oder auf das Digitale.¹² CLEMENS APPRICHs Beitrag knüpft hier an: Er geht der soziotechnischen Paranoia nach, die durch Big Data angereizt wird: Spezifische Filterprozesse und Algorithmen, die weitgehend verdeckt bleiben, erzeugen – wie Apprich anhand von Googles Deep Dream Generator zeigt – eine eigene Realität, die allerdings eine ohnehin schon als wahr befundene Weltwahrnehmung bloß bestätigt und schließt. Anstatt dem Datenwahnsinn, so könnte man sagen, mit einer Datenparanoia zu antworten, liegt das Potenzial einer psychoanalytisch inspirierten Medientheorie für Apprich in der reparativen Wirkung, die ein Wissen über Medien entfalten könne.

II.

Von Freud über Lacan und Laplanche bis hin zu Winnicott oder Abraham/Torok¹³ ist die Frage der Relationalität (in) der Psychoanalyse immer wieder neu gestellt worden: Handelt sie zuallererst von der Aufteilung der Welt in ein psychisches, immaterielles Innen der seelischen Prozesse und ein objekthaftes, verkörpertes Außen der materiellen Welt oder ist die Psychoanalyse nicht gerade die Auseinandersetzung mit dieser Aufteilung?

MICHAEL CUNTZ entfaltet in seinem Beitrag die Kritik dieser Aufteilung bei Isabelle Stengers und in der Ethnopsychiatrie Tobie Nathans, die zuletzt von Bruno Latour in seinem *Existenzweisen*-Projekt aufgegriffen wurde:¹⁴ Die Psychoanalyse schließe gewissermaßen jene Welten der Geister und anderer Zwischenwesen aus, die weder über eine objektive Existenz verfügten, noch einfach Hirngespinnste, Pro- oder Introjektionen seien. Damit stellt sich für Cuntz die Frage nach der Lokalisierung des Medialen in der psychoanalytischen Theorie und damit – so könnte man sagen – auch die nach dem Stellenwert, der Dekolonialität in der Psychoanalyse eingeräumt wird. Cuntz sieht die Psychoanalyse als universalistische Kolonialisierung der Welt durch die Moderne und ihre begrifflichen Dichotomien. In diesen Kontext stellt auch MICHAELA OTT die Analyse der senegalesischen sogenannten Besessenheitsriten, vor allem des *rab*, der von Marie-Cécile und Edmond Ortigues 1966 beschrieben wurde. Aus deren Buch

¹¹ Hier ließe sich weit ausholen zur Produktivität von Freud- und Lacan-Lektüren für eine Medientheorie, die sich aus der Absetzbewegung von Geisteswissenschaft konstituiert hat, *pars pro toto*: Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800 | 1900*, München 1985; ders.: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften*, Leipzig 1993; Christoph Tholen: *Die Zäsur der Medien*, Frankfurt / M. 2002; siehe auch Avital Ronell: *Das Telefonbuch: Technik, Schizophrenie und elektrische Rede* (1989), Berlin 2001.

¹² Neuere Beiträge siehe Annette Bitsch: *Diskrete Gespenster: Die Genealogie des Unbewussten aus der Medientheorie und Philosophie der Zeit*, Bielefeld 2009, sowie Michaela Wünsch: *Arbeiten zu Serialität und Wiederholung zwischen Film/Fernsehen und Psychoanalyse*, u. a. dies.: *Im inneren Außen. Der Serienkiller als Medium des Unbewussten*, Berlin 2010.

¹³ Vgl. Jean Laplanche: *Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse*, Gießen 2005 [1992]; Donald W. Winnicott: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*, Gießen 2002 [1965]; Nicolas Abraham, Maria Torok: *The Shell and the Kernel. Renewals of Psychoanalysis*, Bd. 1, Chicago 1994.

¹⁴ Vgl. Tobie Nathan: *Nous ne sommes pas seuls au monde. Les enjeux de l'ethnopsychiatrie*, Paris 2001; Bruno Latour: *Existenzweisen: Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin 2014.

Edipe africain bringen wir hier einen Ausschnitt in (von Michaela Ott besorgter) Erstübersetzung. Ott entfaltet in ihrer Einführung den vielschichtigen Kontext dieses Buchs, insbesondere betont sie den postkolonialen Zusammenhang, innerhalb dessen die psychoanalytischen Forschungen und Behandlungen zwar stattgefunden haben, für dessen Implikationen sie aber blind zu sein schienen. Zuvor hatte bereits Frantz Fanon, selbst Psychiater, eine Universalität der symbolischen Ordnung bestritten.¹⁵ Auch wenn die Ortigues' als Lacanianer_innen hier an einer Integration des *rab* und der mit ihm verbundenen Welt der Geister in die psychoanalytischen Modelle und Konzepte arbeiten, kommt ihre Darstellung doch nicht ohne die Akzeptanz einer Zwischenwelt aus, die in diesen Grenzen nicht zu fassen ist – durchaus im Sinne von Deleuzes und Guattaris *Anti-Edipus* (1972), wie Ott anmerkt.

Die prominente Verbindung der Psychoanalyse mit den Normalisierungs- und Effektivierungstechniken neoliberaler Subjektivität hat vielleicht in Vergessenheit geraten lassen, dass sie vor aller Normalisierung erst einmal eine Dezentrierung all dessen gewesen ist, worauf sich das ausgehende 19. Jahrhundert stützen zu können glaubte. Es gab immer schon eine Auffassung in der Psychoanalyse, der zufolge die Komplexität des, wie es z. B. bei Freud noch heißt, «Seelenlebens» einer vermeintlich äußeren, körperlichen Welt gerade nicht entgegengesetzt ist und der zufolge das Psychische als relationale Verstrickung mit Alterität, mit anderen Prozessformen und Existenzweisen gefasst wird. Auf diese Traditionen bezieht sich auch REINHOLD GÖRLING, wenn er mit dem Szenischen und dem Spiel jene psychoanalytischen Konzepte mobilisiert, die das Psychische als eine Verschränkung oder Einfaltung einander heterogener Prozesse fassen. Von hier aus lässt sich eine Ökologie des Subjekts oder eher eine relationale Ökologie des Psychischen denken. Görling sieht gerade darin, in diesem Zwischen der Relation, die grundlegende Medialität der Psychoanalyse und damit ihre notwendige Verknüpfung mit der Medienwissenschaft.

III.

Heute sind psychoanalytische Begriffe zwar zu einem Grundlagenwissen der Medienwissenschaft geworden, aber sie haben deutlich an Gewicht verloren. ANNA TUSCHLING und GERTRUD KOCH sehen in dieser, man könnte sagen, methodologischen Einhegung einen Grund für die Ermüdung psychoanalytischer Ansätze; Ansätze, die medienwissenschaftlich kaum weiterentwickelt worden sind und die, so Tuschling, als temperierte Kulturtheorie den Kontakt zu einer immer riskanten und herausfordernden psychoanalytischen Praxis verloren haben. Riskant deswegen, weil es darum gehen kann, sich auch als Wissenschaftlerin dem Nicht-Wissen und dem «internen Außen» zu stellen.

Interessanterweise verflüchtigen sich die Bezugnahmen der Medienwissenschaft auf die Psychoanalyse gerade dort, wo diese ein Denkraum gewesen ist oder sein könnte: Die Nähe des *affective turns* zu neurowissenschaftlichen

¹⁵ Vgl. Frantz Fanon: *Schwarze Haut, weiße Masken*, Frankfurt / M. 1985 [1952]. Zur aktuellen Thematisierung Schwarzer Subjektivität, von Rassismus und Psychoanalyse siehe u. a. Fred Moten: Baldwin's Baraka, *His Mirror Stage*, the Sound of His Gaze, in: ders.: *In the Break: The Aesthetics of the Black Radical Tradition*, Minneapolis, London 2003; Grada Kilomba: *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism*, Münster 2008.

Ansätzen ist bereits problematisiert worden, MARIE-LUISE ANGERER weist in diesem Heft noch einmal auf den Preis hin, der für den Verlust eines psychoanalytischen Verständnisses vom Unbewussten zu zahlen ist.¹⁶ Gleichwohl ist die Affekttheorie auch das Feld, in dem eine Weiterentwicklung und Transformation psychoanalytischer Konzepte durchaus erfolgt.

In der Gender und Queer Theory ist es insbesondere Judith Butler, die ihr Normen- und machtkritisches Denken nicht in Absetzung von psychoanalytischer Theorie entwickelt, sondern beides verbunden hat: In ihren gendertheoretischen Texten hat Butler – nicht zuletzt in Bezug auf feministische Auseinandersetzungen mit der Psychoanalyse etwas bei Luce Irigaray und Julia Kristeva – darauf bestanden, Gender nicht lediglich als <Rolle>, die nach Bedarf und Anlass auch abgelegt werden kann, zu verstehen, sondern als einen Prozess der Subjektivierung, der mit einer konstitutiven Melancholie einhergeht.¹⁷ Auch in ihren jüngeren Beiträgen zur Verletzbarkeit des Subjekts laufen Theorien des Psychischen mit, die sich immer ins Verhältnis zu politischem Handeln setzen; in diesen Texten rücken zudem Überlegungen zu (medialen) *frames* und (technischen) *environments* in den Vordergrund, die für medienwissenschaftliche Relationalitätsdebatten von Interesse sind, weil sie Konstellationen von Subjekten, Medienapparaten und Räumen entwerfen.¹⁸

Die Queer Theory, die das Sexuelle (wieder) in die Genderforschung eingebracht hat, arbeitet in vielen ihrer Stränge an einer Infragestellung des Freud'schen Triebbegriffs, *indem* sie sich auf Theorien des Psychischen stützt. Im Rekurs auf Melanie Klein, aber auch auf Félix Guattari und Gilles Deleuze wird die psychoanalytische Mythologie des Ödipus befragt, um das Sexuelle jenseits heterosexueller Register und deren Logik der Kastration und der Persionen zu denken. PETER REHBERG entfaltet in seinem Beitrag diese Debatte und erweist dabei den frühen sexualtheoretischen Schriften Freuds Reverenz, mit denen das *queere* Denken einer dezentrierten Sexualität, die nicht von <Triebzielen> und starren Subjekt-Objekt-Verhältnissen bestimmt ist, in Verbindung steht. Wie dennoch oder wie *anders* am Primat des Sexuellen festhalten? Das ist eine Frage, die nicht nur Rehberg hier aufwirft, sie taucht im Heft mehrfach auf und bleibt einstweilen unbeantwortet. Vielleicht gibt Butler einen Hinweis, wenn sie nahelegt, dass Sexualität nichts anderes ist als eine grundlegende Relationalität, ein Außer-sich-Sein.¹⁹ Gefühle werden in der Queer Affect Theory als politische verstanden, weil sie von affektiven Bindungen, von Versprechen und Hoffnungen an eine bestimmte Ordnung gesättigt sind – Ordnungen, die jedes einzelne Subjekt betreffen und die von einem Imperativ des Glücklichseins und einem «grausamen Optimismus» gekennzeichnet ist.²⁰ Diese Imperative, die mit Verleugnungen und Abwehr, wenn nicht gar mit Pathologisierung auch durch die Psychoanalyse einhergehen, können Aufforderung sein, sich mit der Geltung und Gültigkeit von *bad feelings* zu beschäftigen. KARIN MICHALSKI sammelt für ein *Unhappy Archive* in engem Austausch mit befreundeten Künstler_innen Bilder negativ konnotierter Gefühle, die mit *queeren* Leben einhergehen bzw. die jedes Leben durchqueren.

¹⁶ Siehe hierzu Marie-Luise Angerer: *Vom Begehren nach dem Affekt*, Zürich, Berlin 2007; dies., Bernd Bösel, Michaela Ott (Hg.): *Timing of Affect. Epistemologies, Aesthetics, Politics*, Zürich, Berlin 2014.

¹⁷ Vgl. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M. 1991; dies.: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt/M. 2001.

¹⁸ Vgl. Judith Butler: *Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt/M. 2010 [Frames of War. When Is Life Grievable?, 2009]; dies.: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, Frankfurt/M. 2016.

¹⁹ Vgl. Judith Butler: *Außer sich: Über die Grenzen sexueller Autonomie*, in: dies.: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Berlin 2009, 35–70, hier: 59.

²⁰ Sara Ahmed: *Happy Objects*, in: Melissa Gregg, Gregory Seigworth (Hg.): *The Affect Theory Reader*, Durham, NC, London 2010, 29–51; Lauren Berlant: *Cruel Optimism*, Durham, London 2010; siehe auch Ann Cvetkovitch: *Depression. A Public Feeling*, Durham, NC, London 2012.

IV.

Wenn Derrida vom Vergessen der Psychoanalyse im doppelten Wortsinn spricht, dann hat er dabei auch die Möglichkeiten im Blick, die aus dem Vergessen der Psychoanalyse entstehen; einem Vergessen, das der Psychoanalyse widersteht und das sie – als Widerstand – hervorbringt:²¹ die Ermöglichung eines anderen Schauplatzes, auf dem das Vergessen selbst zum Akteur werden kann und das Zukünftige sich auf das Vergangene hin öffnet und umgekehrt. Das wäre die Paradoxie der psychoanalytischen Szene, die ELIZABETH COWIE mit Verweis auf Derridas Hantologie in ihrem Beitrag hier noch einmal herausstreicht: Sie scheint auf ein Innen bezogen und handelt doch von nichts anderem als der Unmöglichkeit einer absoluten Trennung zwischen einem Innen und einem Außen. So bezieht sich Derrida denn auch auf jene Passage aus der Traumdeutung, in der Freud vom «Nabel des Traums» schreibt und die seinen Entwurf einer Entschlüsselung des Rätsels des Traums durch die Psychoanalyse ad absurdum zu führen scheint. Die wenigen Sätze über «ein Knäuel von Traumgedanken [...], der sich nicht entwirren will», enden folgendermaßen: «Die Traumgedanken, auf die man bei der Deutung gerät, müssen ja ganz allgemein ohne Abschluß bleiben und nach allen Seiten hin in die netzartige Verstrickung unserer Gedankenwelt hinauslaufen. Aus einer dichtereren Stelle dieses Geflechts erhebt sich dann der Traumwunsch wie der Pilz aus einem Mycelium.»²²

Diese vielzitierte Passage ist vielleicht so etwas wie die andere Ursprungserzählung oder eher Urszene der Psychoanalyse, eine Erzählung, die Möglichkeit und Notwendigkeit der Psychoanalyse nicht in der Deutung sieht, sondern in dem – wie Derrida sagt –, was sich ihr, ihrer Deutung, ihrer Analyse, ihrer Methodik widersetzt, was also nicht analysiert, nicht gedeutet werden kann. Wovon die Psychoanalyse hier ihren Ausgang nimmt, worauf sie sich bezieht, ist nicht ein bestimmtes Geschehen, ein ursprüngliches Ereignis, ein deutbarer Sinn, sondern das Geflecht eines nicht endenden und nicht restlos bestimmbareren Myceliums, aus dem das entsteht, wovon die Psychoanalyse (der Traumdeutung) handelt.

Die Ökologie von Pilzen hängt mit einer merkwürdigen, ja unheimlichen Topologie zusammen, in der Kontinuität und Diskontinuität, Innen und Außen, Zukunft und Vergangenheit keine Gegensätze bilden, das hat Karen Barad kürzlich in einem Aufsatz nahegelegt:²³ Pilze entstehen in vielen, zumeist prekären Konstellationen, nicht nur im feuchten Waldboden und nicht nur im Geflecht unserer Träume, sie sind gewissermaßen materialisierte Verschränkungen von Alterität, Raumzeitmaterialisierungen des Unbewussten der Welt oder eben der weltlichen Ausgedehntheit des Psychischen.

²¹ Vgl. Jacques Derrida: Widerstände, in: ders.: *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse*, Frankfurt / M. 1998, 128–178.

²² Sigmund Freud: Die Traumdeutung, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. II/III, Frankfurt / M. 1999, 1–642, hier 530.

²³ Vgl. Karen Barad: No Small Matters. Mushroom Clouds, Ecologies of Nothingness, and Strange Topologies of Spacetime-mattering, in: Anna Tsing u. a. (Hg.): *Arts of Living on a Damaged Planet*, Minneapolis 2017.

KATHRIN PETERS, STEPHAN TRINKAUS